

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 261.

Freitag, 2. Oktober.

1931.

Spur auf der „Atlanta“ / Roman von Werner E. Hing.

(7. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der Ingenieur lehnte sich in seinen Sessel zurück und spielte nachdenklich mit seinen Fingern. „Das ist ja alles recht interessant, was Sie mir da erzählen, Herr . . . Hesselkamp — so war ja wohl der werthe Name? — Aber ich sehe nicht, was ich mit diesen Dingen zu tun habe.“

Hesselkamp unterbrach ihn mit einer leichten Handbewegung: „Soviel ich erfahren konnte, wußten Sie, daß der Schmutz der Fürstin in jenem Safe sich befand . . .“

„Das wußte ich?“ Knight fuhr erstaunt zurück. „Wie können Sie etwas derartiges behaupten?“

Der Andere lächelte eigenartig. „Oh, ich will noch mehr behaupten, mein Herr! — So zum Beispiel, daß Ihr Spitzbart, der Sie ja ausgezeichnet kleidet, nicht ganz echt ist! — Aber Sie vergessen, daß die Überfahrt kein Maskenball ist, und daß man sich verdächtig macht, wenn man sich in dieser Weise verkleidet! — Übrigens bin ich noch nicht ganz davon überzeugt, daß Ihr Haupthaar echter ist als der Bart . . .“

Kapitän Siemssen hatte ganz große, erstaunte Augen bekommen. Noch erstaunter wurde er, als sich jetzt Knight langsam erhob, mit einem Ruck den Bart von Kinn und Lippen entfernte und dann die sorgfältig gearbeitete, dunkle Perücke vom Schädel riß. Die Haare, die jetzt zum Vorschein kamen, waren dunkelblond.

Dann trat der also Verwandelte auf Hesselkamp zu: „Ich bewundere Ihren Scharfblick, mein Herr! — Nun bleibt mir allerdings nichts anderes übrig, als Ihnen eine Erklärung für mein sonderbares Verhalten zu geben! — Ich bin nämlich ein Kollege von Ihnen, Herr Hesselkamp. Mein Name ist Gregor Senius — falls Sie von mir bereits gehört haben sollten . . .“

Der Andere lächelte noch immer: „Irrten Sie sich auch nicht, mein Herr?“

„Bardon — wie meinen Sie das?“

Der Detektiv machte eine abwehrende Handbewegung: „Lassen wir diese Frage vorläufig. — Sie ist nicht so wichtig und steht mit meinen Untersuchungen nur in losem Zusammenhang! — Wo waren wir doch gleich stehen geblieben? Ah so, ja! Ich sagte Ihnen, daß Sie wußten, wo sich der Schmutz der Fürstin Manierska befand! Sie haben eine darauf bezügliche Unterredung zwischen der Fürstin und ihren Bekannten belauscht — vom Kabinengang aus. Zufällig hat man Sie dabei beobachtet . . .“

„So so —“ Der Andere hatte sich wieder in seinen Sessel geworfen und trug eine Gleichgültigkeit zur Schau, die in sonderbarem Gegensatz stand zu den schweren Beschuldigungen, die er über sich ergehen ließ.

„Und weiter —“ fuhr Hesselkamp unerbittlich fort. „Man hat Sie gleichfalls beobachtet, als Sie um die fragliche Zeit des Mordes die Kabine der Fürstin betraten!“ Er wußte genau, daß er diese Behauptung nicht beweisen konnte, aber er setzte alles auf eine Karte, — und der Erfolg schien ihm recht zu geben.

Knight war aufgesprungen, klammerte sich totenblau an der Sessellehne fest und starrte entsetzt auf den Ankläger: „Gesehen — gesehen hat man mich? —“ Dann aber riß er sich mit übermenschlicher Gewalt zusammen, zwang ein verzerrtes Lächeln um seine Lippen: „Das — das ist natürlich nicht wahr —! Ich habe die Kabine der Fürstin nicht betreten . . .“

„hm —“ Inzwischen hatte Hesselkamp seine Augen in den Raum umherschweifen lassen. Nun plötzlich sprang er auf und eilte an den Waschtisch, der in einer Ecke der Kabine stand.

„Schade — es ist eine für Detektive unangenehme Einrichtung, daß sich hier fließendes Wasser befindet! — Aber —“ und damit ergriff er das Handtuch, das neben dem Tisch über einem Metallbügel hing —, aber hier in diesem Tuch sind ja die Blutspuren, die Sie vermutlich von den Händen abgepült haben, deutlich zu sehen.“

„Das — das —“ Rauh kam es über die Lippen des Anderen.

„Das sind natürlich die Spuren eines plötzlichen Nasenblutens, von dem Sie befallen wurden, Herr Kollege —!“ machte Hesselkamp mit heissem Spott.

Dann trat er, das verräterische Handtuch in der Rechten, drohend auf sein Opfer zu. Dabei streifte er mit einem kurzen, triumphierenden Seitenblick den Kapitän, der, keiner Bewegung mächtig, in seinem Sessel hockte.

„Wir wollen jetzt zum Schluß kommen, Herr Knight — oder Herr Senius — oder wie Sie sich sonst zu nennen belieben! — Daß das hier in dem Tuch Blutspuren sind, wenn auch nur schwache Spuren, werden Sie nicht ableugnen können! — Und wie erklären Sie nun das Vorhandensein dieser Flecke?“

Der Andere war leichenblau geworden. „Blut —? — Ich weiß es nicht — wirklich —“

Jetzt stand Hesselkamp dicht vor ihm. Seine Augen hatten sich starr auf den Armel seines Gegenübers geheftet. Als jener dem Blick folgte, schrak er jäh zusammen und machte eine hastige Bewegung mit der Hand.

„Lassen Sie nur!“ kopfschüttelte der Detektiv. „Ich habe den Fleck auf Ihrer Manschette doch schon gesehen! — Auch Blut, nicht wahr?“

Und als der Andere nicht antwortete, lachte er verächtlich. „Sie geben jetzt wohl zu, daß Sie der Mörder Basils waren? — Ihr Spiel ist verloren, Herr — Senius —!“

Jetzt hatte sich auch Siemssen erhoben: „Hören Sie, Herr Hesselkamp, dieser Mann ist im Leben nicht Gregor Senius —“

Der Detektiv winkte ab: „Lassen Sie nur, das weiß ich selbst ganz genau! — Also wie ist es, mein Lieber, wollen Sie nicht die Freundlichkeit haben und uns sagen, wo Sie den Schmutz der Fürstin verborgen haben?“

Der Andere blickte auf, und in seinen Augen lag die grenzenlose Angst eines zu Tode gekehrten Tieres.

„So glauben Sie mir doch! — Ich bin es nicht gewesen! — Ich habe den Mann nicht ermordet — und ich weiß nichts von dem Schmutz —“

„Sie wissen nichts von dem Schmutz! — Aber man hat doch beobachtet, daß Sie vor der Kabine der Fürstin gelauscht haben —“ Und als Hesselkamp keine Antwort erhielt, fuhr er mit schneidender Schärfe fort: „Sie sind in der Kabine gewesen! — Woher stammen sonst die Blutspuren in dem Handtuch und auf Ihrer Manschette? — Leugnen Sie doch nicht so ungeschickt, Mann!“

Wieder verzweifelter Schweigen, nur unterbrochen von den Tönen der Ballmusik, die aus der Ferne klang. Der Mann, der sich William Knight nannte, hatte

den Kopf in die Hände gestützt. Vor ihm stand Hesselkamp, ließ keine seiner unwillkürlichen schwachen Bewegungen aus den Augen.

„Ich will jetzt die Wahrheit sagen —! Ich sehe ein, daß es keinen Zweck mehr hat —“

„Sehr vernünftig!“ lobte der Detektiv.

„Aber bitte, — geben Sie mir vorher eine Zigarette! — Ich bin am Ende mit meinen Nerven —!“

„Bedienen Sie sich!“ Hesselkamp hielt dem Anderen das geöffnete Etui hin, bot auch dem Kapitän eine Zigarette an und bediente sich selbst. Dann ließ er sich wieder in seinen Stuhl fallen — „Also los, mein Lieber! — Beichten Sie —“

Der Andere zog ein paar hastige Züge aus der Zigarette, während Hesselkamp mit Siemssen einen schnellen Blick heimlichen Triumphes wechselte. — Der Fall war schneller erledigt, als sie zu hoffen gewagt hatten.

„Ich — will die Wahrheit sagen —!“ wiederholte der falsche Ingenieur mit tonloser Stimme. „Sie haben recht — ich war in der Kabine der Fürstin Maniersta! — Es war auch um die Zeit, als der Mord begangen war, — denn als ich in die Kabine trat — ich machte nicht Licht, stieß ich gegen den Körper des Toten. — Ich erschrak, denn ich glaubte, die Kabine würde leer sein. Ich — beugte mich nieder, tastete im Dunkeln umher, — und mit einem Male sagte ich in etwas Warmes, — Feuchtes — — oh, es war furchtbar! — — Dann erst machte ich Licht — und ich sah, was geschehen war! — — Ich floh — in meine Kabine — — und reinigte mich von den — — Flecken — — — und das ist alles und es ist die reine Wahrheit —!“

Ein kurzes, gespanntes Schweigen folgte.

Hesselkamp hustete leise: „hm — wir haben nun gehört, was Sie uns zu sagen hatten. — Daß mir Ihre Erzählung glaubwürdig vorkommt, kann ich nicht behaupten! — Dazu müßten Sie mir erst sagen, was Sie eigentlich in der Kabine wollten —“

Der Andere senkte den Kopf: „Das — das kann ich nicht! — Das — kann ich wirklich nicht!“

„So! — Nun, Ihr Bericht gewinnt dadurch nicht gerade an Wahrscheinlichkeit! — Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß es für Sie besser wäre —!“

„Ich kann es nicht! — Sie hören doch — ich kann es nicht sagen!“

„Nun gut! — Dann beantworten Sie mir eine andere Frage: Sie waren doch auch auf dem Mastenball?“

„Nein —“

„Aber — woher hatten Sie dann die Schlüssel zu der Kabine und dem Wandsafe?“ Messerscharf war mit einem Male Hesselkamps Stimme.

„Ich verstehe nicht, was Sie damit meinen!“

Erregt sprang der Detektiv auf und tat ein paar hastige Schritte quer durch das Zimmer: „Mann, leugnen Sie doch nicht so ungeschickt! — Ich weiß ja schon längst, daß Sie auf dem Ballen Herrn Lundquist durch einen, nicht einmal ungeschickten Trick die Schlüssel abnahmen!“

„Ich kann nur wiederholen, daß ich nichts von dem begreife, was Sie da sagen!“ beteuerte der andere.

Hesselkamp war sichtlich am Ende seiner Geduld.

„Also, gut! — Dann beantworten Sie mir aber noch eine letzte Frage: Wie sind Sie in die Kabine gekommen, wenn Sie nicht im Besitz des Schlüssels waren?“

„Die Tür stand offen —“

„Ach —!“ Der Detektiv lachte höhnisch erstaunt. „Es ist doch sonderbar, wie leichtsinnig die Leute heutzutage sind! Lassen die Kabinentüren offen stehen —!“

„Die Tür war offen!“ wiederholte der andere seine Behauptung. „Und ich habe auch gesehen, als ich auf den Gang kam, wie eine Gestalt aus der Kabine trat und in die mir entgegengesetzte Richtung eilte.“

„Und wer diese — Gestalt war, können Sie mir nicht sagen?“

„Nein, das kann ich leider nicht! — Sie war schon fast an der Biegung des Ganges angelangt, als ich sie erblickte —!“

„Schade!“ machte Hesselkamp spöttisch. „Also wieder einmal der große Unbekannte!“

„Sie glauben mir nicht?“

„Haben Sie mich denn für so naiv gehalten?“ Er schwieg einen Augenblick. Dann holte er zum großen Schläge aus.

„Nein, ich glaube Ihnen nicht ein Wort von der ganzen Geschichte, — Herr — Walter Kersten!“

Der andere machte eine unbeherrschte Bewegung. Es schien, als wollte er aufspringen und sich auf Hesselkamp stürzen. Dann aber bezwang er sich. Ein verzerrtes Lächeln krampfte sich in seine Züge.

„Also deshalb — — —“

„Ja, deshalb, Herr Kersten! — Deshalb meine Siegesgewißheit! — Ich wußte, daß ich es mit einem zu tun hatte, der bereits mit dem Gefängnis Bekanntschaft gemacht hat!“

Der Andere schwieg, überlegte. Dann lachte er heiser: „Beweisen Sie mir doch, daß ich Walter Kersten bin!“

„Ihre Worte soeben waren ein Eingeständnis!“

„Worte?“ Er lachte wieder. „Ich leugne sie ab!“

„Das wird Ihnen nicht viel helfen! Der Kapitän war Zeuge!“

„Und trotzdem — — ich leugne! — Beweisen Sie doch!“

„Also gut! — Wenn Sie es wollen — —“ Hesselkamp griff in die Tasche und brachte den Brief zum Vorschein, den ihm vorhin der Steward übergeben hatte: „Hier, dieses Schreiben machte mich auf Sie aufmerksam! — Ich werde es Ihnen vorlesen —“

Er räusperte sich und begann dann, jedes Wort betonend:

„Werter Kollege, durch einen Zufall erfuhr ich von dem Mord in der Kabine der Fürstin Maniersta. Ich glaube, den Täter zu kennen! — In der Kabine Nr. 98 wohnt ein Mann, der sich für den Ingenieur William Knight ausgibt, in Wirklichkeit aber der stechbriefflich gesuchte Desfraudent und Bankräuber Walter Kersten ist. Er hat sich während der Überfahrt besonders um die Komtesse Annja bemüht und sicherlich auf diese Weise von dem Schmutz und seinem Aufbewahrungsort erfahren. Sollte Kersten, was anzunehmen ist, seine Identität ableugnen, dann rate ich Ihnen, beim Bordjunker Erkundigungen einzuziehen, ob nicht inzwischen der Stechbrief und die Fingerabdrücke des Verbrechers aus Hamburg auf telegraphischem Wege übermittelt worden sind. Mit ihrer Hilfe dürfte es Ihnen nicht schwer fallen, Kersten zu überführen.“

Gregor Senius, Privatdetektiv.

zur Zeit an Bord der „Atlanta.“ —

Langsam schob Hesselkamp den Brief in die Tasche zurück: „Also geben Sie jetzt zu?“

„Nein!“

„Gut! — Dann werde ich zu dem Bordjunker gehen! — Kapitän, Sie bewachen vielleicht inzwischen diesen Mann?“

Siemssen war bestimmt kein Feigling, aber jetzt schüttelte er doch energisch den Kopf. Die Geschichte kam ihm nicht geheuer vor.

„Schön!“ nickte Hesselkamp. „Dann werden wir eben die Kabine von außen abschließen und einen Steward als Wache auf den Gang stellen!“

„Einverstanden!“ Der Kapitän atmete auf.

Gleich darauf standen sie draußen auf dem Gang. Der Detektiv verschloß sorgfältig die Tür und schob den Riegel in die Tasche. Dann winkte er einem Steward, der gerade um die Ecke bog.

„Kommen Sie mal her! — Hier vor dieser Tür werden Sie Wache halten, bis der Kapitän und ich zurückkommen! Sie lassen natürlich niemanden hinein oder hinaus — was übrigens unmöglich sein dürfte, da ich den Schlüssel habe. — Verstanden?“

Der Steward nickte.

„Gut! — Kommen Sie, Kapitän!“

Hastig eilten sie die Treppe empor an Deck. —

Der Junke saß an seinem Apparat. Auf die erregte Frage Hesselkamps nickte er nur und schob ihm ein verschlossenes Kuvert zu.

(Fortsetzung folgt)

Im Kampf mit Spionen.

Der Anschlag auf die Sprengstoffwerke. — Liebe auf Bestellung. — Das Ende einer Spionin.

Von Cecil Bishop,

früherem Mitglied des Fahndungsdienstes von Scotland Yard.

Kurz bevor der Krieg ausbrach, war ich in Deutschland gewesen, und lehrte gerade noch rechtzeitig zu meinem Dienst in Scotland Yard zurück. Uns von der Nachrichtenabteilung oblagen damals verschiedene Aufgaben. Vor allem die, sämtliche verdächtigen Briefstaubenschläge auszuheben. Hunderte von Bögeln wurden damals in Ersterstücken und Kellern gefunden, und noch 1915 entdeckte ich, daß ein deutscher Bader gerade gegenüber von der Polizeiwache in der Lemon Street ein halbes Duzend Tauben meisterhaft versteckt hielt.

Meinen ersten größeren Fall hatte ich anfangs 1915, als ich in aller Eile nach den Sprengstoffwerken von Pembrey in Südwales geschickt wurde. Es handelte sich dort um eine große Fabrik, zu der ungefähr zwanzig Quadratkilometer Brachland in nächster Nähe der Küste gehörten. Mein Besuch galt einem außerordentlich hübschen Mädchen, das im Verdacht stand, Spionin zu sein. Die Eltern hatten sich in England naturalisieren lassen, und das Mädchen selbst war dort geboren. Es dauerte nicht lange, da entdeckte ich, daß die Spionin wirklich Zeichnungen von den einzelnen Gebäuden des Werkes machte. Ein deutsches Unterseeboot sollte dann an Hand dieser Angaben durch Geschützfeuer die dort lagernden mehreren hundert Tonnen Sprengstoff entzünden und das ganze Werk in die Luft jagen.

Meine erste Aufgabe bestand nun darin, die Zimmer des jungen Mädchens unbemerkt zu durchsuchen. Deshalb mußte ich einen Raum im gleichen Hause mieten. Glücklicherweise war die Bestgorin eine mittelstamme Seele, die für Wein aller Art sehr empfänglich schien. Eines Nachts hatte ich die alte Dame soweit, daß sie fast sinnlos betrunken war. Ich schlich nun in die Zimmer der Spionin, konnte aber nichts entdecken. Ich sagte mir, irgend einen kleinen Anhaltspunkt müßte es doch wohl geben und ich hätte ihn sicher übersehen. Tatsächlich. Ein seidenes Unterleid weckte meine Aufmerksamkeit. Es war wundervolle Handarbeit. Darin eingestickt fand ich einen halbvollendeten Plan von den Sprengstoffwerken.

Es hatte aber noch keinen Zweck, die Spionin daraufhin schon zu verhaften. So beobachtete ich sie noch weiterhin und veranlaßte sogar einen recht gut aussehenden jungen Mann, sich in das Mädchen zu verlieben. Die Spionin ging dem Jüngling wirklich auf den Leim, doch konnte er nicht ein einziges Wort aus ihr herausbringen. Dann aber entdeckte ich, daß sie von Zeit zu Zeit nach Planell fuhr und dort in einem Hotel mit einem Mann und einer Frau zusammentraf. Jedes Mal schlossen sich die beiden Frauen für wenige Minuten in einem Zimmer ein.

Eines Tages paßte ich dem Mädchen unterwegs auf, hielt das Auto an, in dem es nach Hause fahren wollte, und gab mich als Kriminalbeamter zu erkennen. „Sie haben keinerlei Beweise gegen mich!“ sagte die Spionin schnippisch. Noch hatte sie recht. Aber eine Stunde später war sie von Kopf bis Fuß von Frauen untersucht worden, und man hatte entdeckt, daß sie ein neues Unterleid trug. Unverzüglich setzte ich mich an den Fernsprecher, mit dem Ergebnis, daß die andere Frau in dem Augenblick verhaftet wurde, da sie in einem Londoner Vorort aus dem Zuge stieg. Auch sie trug ein Unterleid. Das gleiche, das ich damals im Zimmer des jungen Mädchens gefunden. Nur war jetzt die Stiderei vollendet. Den Austausch hatten die beiden im Hotel vorgenommen.

Ein anderes Mal erfuhr ich, einer der gewiegtesten Spione sei nach Pembrey gekommen, um erfolgreich durchzuführen, was dem Mädchen nicht gelungen war. Die Posten waren inzwischen verdoppelt worden, überall herrschte größte Wachsamkeit, und Fremde liefen Gefahr, sofort erschossen zu werden. Nirgends konnten wir auch nur die geringste Spur von dem gefürchteten Spion entdecken.

Doch eines Nachts, als ich in Gesellschaft eines Offiziers die Ronde machte, sahen wir innerhalb des Stachelbrautverhaus eine Gestalt, die sich schwarz vom Mondlicht abhob. „Halt!“ schrien wir. Im gleichen Augenblick begann der Mann zu laufen, und gleichzeitig blühte Mündungsfeuer auf, pfiß eine Kugel über unsere Köpfe. Wir liefen, und der Mann rannte, doch er schien eine Art von Wettläufer zu sein. Ich weiß nicht, wie er es fertig brachte, durch den Stachelbraut zu kommen. Als wir endlich den freien Strand erreicht hatten, war er uns ein gutes Stück voraus. Doch wir liefen nicht loder und holten ein wenig wieder auf. Da wandte er sich und feuerte nochmals die Kugel bohrte sich unmittelbar vor unseren Füßen ein. Ich schoß nun dreimal. Die schwarze Gestalt vor uns strauchelte und fiel. Zehn Sekunden später waren wir neben dem Mann. Doch er lebte nicht mehr, als

wir ihn auf den Rücken drehten. Die Kugel hatte ihn ziemlich tief ins Rückgrat getroffen.

Einen der unangenehmsten Augenblicke meines Lebens verdankte ich einem Munitionszug, der schwere Granaten für Schiffgeschütze an den Hafen bringen sollte. Plötzlich kam ein dringendes Telegramm aus dem Hauptquartier: „Bombe mit Zeitzündung ist in Zug Nummer soundsoviel versteckt worden.“ In dem Augenblick bewachten drei Offiziere und eine Kompanie Reservisten die tausend Granaten, die jede Sekunde zum berstenden Vulkan werden konnten.

Mein Kraftwagenführer mußte mich wohl für wahn-sinnig halten. Mit achtzig Kilometer Stundengeschwindigkeit rasten wir durch die Nacht und erreichten gerade den Zug, als der kommandierende Offizier sich zu Bett legen wollte. „Rufen Sie Ihre Leute zurück!“ schrie ich. „Zurück! Mindestens zwei Kilometer vom Zug fort!“ Glücklicherweise war er ein vernünftiger Mensch und befolgte meine Weisung. Doch er, der zweite Offizier und der Kompaniefeldwebel standen neben mir, während ich jeden Wagen durchsuchte und sehnlich wünschte, noch rechtzeitig gekommen zu sein. Jeden Augenblick konnten zweihundert Tonnen Sprengstoff in die Luft fliegen. Doch die Bombe war nicht da! Auch eine zweite fieberhafte Durchsuchung verlief ergebnislos.

Zehn Tage später erst kam die Erklärung: Die Bombe war wirklich unter einem Wagen angebracht worden, aber an einem anderen Zug.

Spione sind tapfere Leute, und ich möchte um alles in der Welt nicht ihren Beruf ausüben müssen. Ich werde mich immer an den Deutschen erinnern, der als Arbeiter verkleidet ging und den ich beobachtete, als er um die verlassenem Schächte im französischen Bergwerksbezirk von Bulle-Grenay strich. Ich war damals zu einem besonderen Auftrag abkommandiert worden, und meine Nachforschungen führten mich zu einem erlosenen Schacht. Dort fand ich unter einem Haufen Stollenhölzer versteckt ein deutsches Fernsprengerät. Der Draht fand in direkter Verbindung mit einem deutschen Stabsquartier, und ein paar Stunden später unterhielten sich Offiziere unseres Nachrichtendienstes mit den Deutschen und gaben ihnen falsche Auskünfte über unsere Truppenbewegungen.

Doch das Ende dieses Abenteuers war das fürchterlichste, was ich je gesehen habe. Die Franzosen hatten nur ein einziges Wort für feindliche Spione, einerlei ob Männer oder Frauen: „Erschießen!“ Als der nächste Morgen graute, traf eine Abteilung Franzosen auf dem freien Felde ein, wo der Spion, seine Frau, deren Eltern und ein junges Mädchen auf den Tod warteten. Das Mädchen rauchte ohne Unterbrechung und trank ein paarmal etwas Rum. Es hatte sich vollkommen in der Gewalt.

Einer der Spione nach dem anderen fiel im Feuer. Zuletzt stand nur noch das Mädchen. „Weg mit den Striden!“ fauchte es den Franzosen an, der ihm die Handgelenke binden wollte. „Glaubt Ihr, ich könnte dem Tod nicht ebenso entgegen sehen wie jeder Feldgrau?“ Hier, rief es und riß die Bluse herunter. „Zieht hierher! Schießt und macht Schluss!“

Das Kommando ertlang, die Salve knatterte, und das Mädchen brach zusammen. Es war eine Spionin, sicher, aber auch die tapferste Frau, die ich je gesehen habe.

Geschichte einer Krankheit.

Von Julius Kreis.

„... Ja, hier links, wissen Sie, da spür' ich manchmal so einen leisen Drud. Nicht immer. Aber jetzt eben wieder! Meinen Sie, daß da was Schlimmes ...?“

Der Andere (begeistert): „Sie, das kenn ich! Das hat mein Großvater jahrelang gehabt. Da trinken Sie jeden morgen nüchtern eine Tasse Lannenzapfen-Tee. Großartig! Ihre Milz ist nicht in Ordnung. Mein Großvater ...“

„... spür' ich manchmal so einen Drud ...“
Der andere Andere: „Da wett ich doch gleich, daß das Leberausstrahlungen sind. Ein Freund von mir hat's weggebracht. Da ist das Beste jeden Tag nüchtern ein Eßlöfel Löwenzahn-Öl. — Sie werden sehen ...“

„... manchmal so einen Drud ...“
Der dritte Andere: „... gibts nur Pädungen mit

Farnkraut! Das kenne ich genau. Meine Tante hat das glatt mit Farnkraut kurtiert. — Jeden Abend eine Packung! Und möglichst wenig Mehlspeisen, dafür ganz mageres Fleisch Es hängt nämlich mit dem Herz zusammen

„ Druck “

Der vierte Andere: „Nerven, mein Lieber! Das ist der sogenannte Nervus rerum, den sie da spüren! — Kommen Sie morgen bei mir vorbei, ich hab da noch ein halbes Fläschl von ausgezeichneten Nerventropfen daheim die haben meiner Frau damals so gut getan! Und fett essen! Den Nerv in Fett betten, wissen Sie!“

„ hier links nämlich “

Der fünfte Andere: „Da weiß ich Ihnen etwas ganz Ausgezeichnetes! Das ist nämlich eine verkappte Grippe, die sie da herumschleppen. Mein Bruder hat das auch gehabt. Jeden Mittag vor dem Essen ein Wasserglas gelöststen Kall — nach einer Woche haben Sie es weg. Und viel Glühwein!“

„ ja, da an der Seite “

Der sechste Andere: „Ganz klar! Meine Schwiegermutter schwört in diesem Fall auf geschabte Schierlingsstengel! Der ganz gewöhnliche Wiesenschierling. Es hängt nämlich mit dem Darm zusammen.“

„ Druck “

Der siebte Andere: „Hier schreib ich Ihnen eine Folge von gymnastischen Übungen auf. — Das sind Stauungen, verstehen Sie. — Täglich fünfzig Rumpf- und fünfzig Kniebeugen. Wirtt Wunder!“

Der achte Andere: „ Eine kleine Entzündung hat mein Nachbar auch gehabt! — Legen Sie sich ein paar Tage ins Bett, möglichst wenig Bewegung und einen Umschlag von gedünsteten Steinpilzen drauf. Die ziehen alles raus! “

„ an der Seite — nicht immer, aber hin und wieder “

Der neunte Andere: „Ihre Drüsen, lieber Freund! Mein Vetter hat jahrelang mit Drüsengeschichten zu tun gehabt. Da hat ihm der Schäfer von Kraglsing ein Pulver gegeben. Schmeckt scheußlich, aber weg war's. — Gehen Sie einmal zu dem Mann hin! — Er macht es — soviel ich weiß — aus den kleinen, sogenannten Schafbohnen. Das darf Sie aber nicht stören!“

„ wissen Sie, Frau Schwantlhuber, so einen Druck “

Die zehnte Andere: „Doch, da weiß ich Ihnen wirklich etwas sehr gutes! Und zwar ein Sympthiemittel! Mein Zimmerherr hatte kürzlich dasselbe. Auch immer einen Druck da links. Da empfahl ihm meine Cousine: einen Hufnagel in der Westentasche zu tragen — und weiß Gott, es hat geholfen!“

„ Und jetzt, meine Herren, das Wertwirdige. Der Druck hat nicht nachgelassen. Alles habe ich probiert mit Tee und Packungen und Spülungen und Diät. — Und eine einfache Frau aus dem Volke, die Frau Schwantlhuber, sagt ich soll's mit Sympathie probieren. Als gebildeter Mensch hat man ja Hemmungen in solchen Dingen. Na, schließlich, ich besorge mir einen Hufnagel, ich nehme mir meine Weste vor, weil ich so etwas doch lieber selbst mache, schließlich will man sich doch keine Blöße vor anderen geben, — ich trenne also das Futter auf und da finde ich — finde ich die Kastanie, die ich im Vorjahr eingenäht hatte, weil ich da immer so ein Stechen an der Seite gefühlt hab'. Damals hat mir jemand eine Kastanie empfohlen. — Und sehen sie, meine Herren, diese Kastanie, das war der Druck da auf der linken Seite. Der Hufnagel war also doch das Richtige. — Man kann ja über solche Mittel denken, wie man will — ich jedenfalls bin jetzt meinen Druck los!“

Träume nicht!

Ist denn das Leben nur ein Traum?
Ich denke nach, doch glaub ich's kaum;
Zwar träumt man manche Zeit des Lebens —
Dann aber ist das Sein vergebens.

Drum: Augen auf! und: Bleibe wach!
Denk über deine Sendung nach!
Zu Taten bist du hier auf Erden,
Die nicht im Traum geschaffen werden!

Wilhelm Neureuther.

Neue Bücher

* „Rheuma-Jahrbuch 1930/31.“ Herausgegeben von Ministerialdirektor i. R. Wirtl, Geh. Ober-Med.-Rat Prof. Dr. Dietrich-Berlin-Steglich, Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Rheumabekämpfung, und Dr. Max Hirsch-Berlin, Schriftführer der Deutschen Gesellschaft für Rheumabekämpfung. (Verlag L. Altherthum, Charlottenburg.) Das zweite Rheuma-Jahrbuch ist im großen und ganzen ähnlich aufgebaut wie das erste Jahrbuch. Beiträge lieferten Ministerialdirektor i. R. Prof. Dr. Dr. Dietrich-Berlin-Steglich über „Allgemeine Entwicklung der Rheumabewegung“, Dr. Max Hirsch-Berlin über „Die Organisation der Rheumabekämpfung“, Dr. Jacques Kroner-Berlin über „Rheuma-Fürsorge“, Prof. Dr. Siegfried Gräff-Hamburg über „Die Aufgaben der pathologischen Anatomie bei der Erforschung der rheumatischen Krankheiten“, Dr. A. Daniels-Marburg a. d. L. über „Die Chirurgie der rheumatischen Erkrankungen“, Privatdozent Dr. Max Lange-München über „Die orthopädische Behandlung der rheumatischen Erkrankungen“, Prof. Dr. Loos-Frankfurt a. M. über „Dentale Herdinfection und Rheuma“, Prof. Dr. B. Leichtentritt-Breslau über „Rheumatische Erkrankungen im Kindesalter“, Prof. Dr. C. Bache-Bonn über „Arzneibehandlung rheumatischer Erkrankungen“, Privatdozent Dr. Arnold Zimmer-Berlin über „Die Reiztherapie der rheumatischen Krankheiten“, Dr. A. Fürstenberg-Berlin und Dr. E. Hoffstaedt-Berlin-Schöneberg über „Hypothetische Behandlung der rheumatischen Erkrankungen“, Dr. Paul Hoppel-Hamburg über „Die Strahlenbehandlung rheumatischer Erkrankungen“, Dr. Harpuder-Wiesbaden über „Stoffwechselstörungen bei rheumatischen Erkrankungen“. Das Rheuma-Jahrbuch 1930/31 ist der Niederschlag der wissenschaftlichen Forschung und der organisatorischen Betätigung auf dem Gebiete der Rheumabekämpfung.

* „Nahrung und Ernährung.“ Die wichtigsten Tatsachen aus der Nahrungsmittellehre und der Ernährungslehre. Zugleich Erläuterungsschrift zu Rubners Nährwerttafel. Von Prof. Dr. phil. Dr. med. I. A. P. H. A. m. e. r. (Verlag B. G. Teubner, Leipzig.) Die Neubearbeitung der in Neuauflage vorliegenden Schrift will die wissenschaftliche Gesamtgrundlage einer wirklich „neuzeitlichen“ Ernährungslehre in anschaulicher, allgemein verständlicher Form darbieten. Der Ausgangspunkt ist die Tatsache, daß der Mensch bestimmte Mengen bestimmter Nährstoffe braucht, daß es also nicht allein auf die Gesamtmenge der Nahrung, sondern auch auf ihre einzelnen Bestandteile ankommt. Die neuzeitliche Ernährungslehre lehrt, daß die richtig gewählte Kost, die man allgemein als „gemischte“ bezeichnet, bei richtiger, lückenmäßiger Zubereitung alle die zur Gesundheit und zur Lebenshaltung notwendigen Stoffe enthält. Der Zusammenhang zwischen Kost und Küche ist besonders eingehend berücksichtigt.

* Dr. Curt Theising: „Die Gesetze der Fortpflanzung.“ (Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg 2.) In leichtverständlicher Darstellung behandelt der international anerkannte Fachgelehrte hier in diesem seinem neuesten Werte die großen Fragen der Fortpflanzung und Vererbung. Ausgehend von den einzelligen Lebewesen, wird die allmähliche Entstehung des Geschlechtsproblems, die Sondernung in männliche und weibliche Geschlechtszellen geschildert. Weiterhin folgt eine Darstellung der ungeschlechtlichen Vermehrung und des Generationswechsels. Zwei weitere Kapitel behandeln die passive und aktive Brutpflege sowie überhaupt die Fürsorge der Eltern für die Brut. Selbstverständlich finden auch die Fragen der Vererbung (Mendelsche Regel usw.) und der Geschlechtsbestimmung eingehende Berücksichtigung. Ausführliche Literaturhinweise bieten dem Leser die Möglichkeit, sich weiter mit den angeschnittenen Fragen vertraut zu machen.

* „Versuche mit lebenden Pflanzen.“ Von Dr. M. Detli. (Verlag B. G. Teubner, Leipzig.) Ein für Knaben und Mädchen gleich geeignetes, außergewöhnlich originelles und frisch geschriebenes Bändchen, von einem Autor, der es versteht, auch in wissenschaftlichen Dingen zum Gemüte des jungen Lesers zu reden. Das Büchlein enthält eine Reihe leicht ausführbarer Versuche, die die wichtigsten biologischen Funktionen der Pflanzen in anschaulicher, lebendiger und klarer Art darstellen.